

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

Beilage
zur
Unterhaltung und Belehrung.

Ja, jetzt im Kriege!

Humoristische Skizze von M. Kneschke-Schöna. (Nachdruck verboten.)

Für alles Unzulängliche, das uns jetzt täglich auf Schritt und Tritt begegnet und nur zu oft, selbst in den kleinsten Dingen des Alltags, zum Ereignis wird, hat man jetzt ein bequemes Deckmäntelchen, das mit oder ohne Verwicklung angewendet wird und jeden Einwurf von vornherein erstickt: „Ja, jetzt im Kriege!“

Für alles, was nicht klappt, wird der Weltkrieg verantwortlich gemacht, und wenn man es seit tausend Tagen auch weiß und täglich mehr oder minder am eigenen Leibe empfinden muß, mindestens ein Duzendmal am Tage wird es einem vorgehalten: „Es ist Krieg!“

Will man die Unzulänglichkeiten des heutigen Lebens so recht kennen lernen und sich über die Gründe durch obige Redensarten belehren lassen, so gehe man auf Reisen.

Findet man keine Zuganschlässe, und wenn, keinen Platz im Zuge, keinen Kofferträger, keine richtige Auskunft, kommt das Gepäck mit großer Verspätung oder — gar nicht an, wer ist schuld? Der Krieg! — Und so geht es im lieblichen Wechsel fort von früh bis abends. Hierfür ein Beispiel:

Werde ich durch den Sündenbock Krieg auf einer „sogenannten“ Erholungsreise zu einem unfreiwilligen Aufenthalt von drei Stunden in einem thüringischen Städtchen gezwungen. Wie endlos dehnen sich drei Stunden, wenn des Ortes Sehenswürdigkeiten in fünfzehn Minuten besichtigt werden können und die Natur Schönheiten zu weit entfernt, also unnahbar unsern Schritten sind. Während ich noch verdrossen durch die öden Gassen schlendere, fällt mein Blick auf das beinahe großstädtische Schaufenster eines Friseurladens, halt, Haarpflegerladens muß es ja auf deutsch heißen, und ein Schild: „Shampoo-Salon für Damen und Herren“, übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich aus. Es ist gewiß noch nicht der schlechteste Gedanke, eine unerwünschte, langweilige Wartezeit damit totzuschlagen, daß man sich den Kopf waschen läßt.

Also los! Ich betrete den Damen-Shampoo-Salon und werde zunächst von niemand begrüßt, obgleich die Ladenklingel in ohrbetäubender Weise meinen Eintritt meldete. Endlich aber erscheint ein niedlicher Backfisch mit einer prachtvollen, blonden Flechtenkrone über dem rosigen Gesichtchen.

„Gnädige Frau wünschen?“

„Das Haar möchte ich gewaschen haben.“

„Sehr gern. Wollen gnädige Frau einen Augenblick Platz nehmen. Gleich wird eine Kabine frei.“

Ich nehme also Platz und lasse meine Blide wohlgefällig auf dem schönen Haar Schmuck des Mädchens

weilen. Solche läppige Flechtenkrone ist entschieden eine nicht zu unterschätzende Empfehlung für das Geschäft eines Haarpflegers. Jetzt erscheint eine rundliche Frau, der Ähnlichkeit nach die Mutter des netten Backfisches, die einen ebenso dicken Flechtenkranz in nur etwas dunklerer Farbe zur Schau trägt, und bittet mich um ein wenig Geduld. Gleich würde ich daran kommen.

Also ich warte. Beschau die reichlich aufgestapelten Schätze an edelsten Fettseifen, Duft- und Haarwässern in den Glas-schränken, erfahre von dem hübschen Töchterchen, daß alles nur leere Packungen sind, daß der Vater im Felde ist, und die Mutter mit den halbwüchsigen Geschwistern das Geschäft allein besorgt. Der kaum ausgelebte Sohn hat die Herren-Abteilung unter sich. Ich freue mich im stillen über die Tüchtigkeit unserer deutschen Kriegerfrauen und -kinder, finde aber doch, daß die Wartezeit etwas länglich wird. Ein Plättchen hinter dem Vorhang der ersten Abteilung, aus der die Haarpflegerin vorhin heraustrat,

belehrt mich, daß dort erst eine Kopfwäsche ihren Anfang nimmt. Mit einem Blick auf meine Uhr berechne ich mir, ob ich mein Vorhaben nicht lieber aufgeben soll, da werde ich in die zweite Abteilung einzutreten genötigt. Das junge Mädchen löst mein Haar auf, äußert sich bewundernd über dessen Länge und Fülle und zaust mich dabei in nicht eben sanfter Weise. Mißtrauisch erkundige ich mich, ob ich mich ihren Händen anvertrauen muß, worauf sie errötend lipst: „O nein, Mutter kommt gleich. Ich helfe nur.“

Nach einer weiteren Viertelstunde kommt Mutter wirklich, nachdem sie hinter dem Vorhang nach warmem und kaltem Wasser gerufen hat. Indessen hörte ich auch, wie sie im Nachbarabteil den elektrischen Heißluftapparat einschaltete. Etwas kurzatmig erbarmt sie sich nun meines Hauptes, das sie nach hinten in ein muldenförmiges Becken zerrt und aus einer Flasche mit reichlich heißer Seifenlauge übergießt. Ich zude zusammen, worauf sie sagt: „Wohl etwas zu heiß? Ja, Sie müssen entschuldigen, unser Warmwasserapparat ist entzwei gegangen und jetzt im Kriege bekommen wir ihn nicht so schnell gemacht. So müssen wir uns ohne ihn behelfen.“ Schwapp! Der zweite heiße Guß. Er wirkt um so unangenehmer, als Haar und Kopfhaut schon übers Maß erwärmt und empfindlich sind. Außerdem wird er so freigebig verabreicht, daß meine Augen und mein zu einer

Abwehr eben geöffneter Mund auch etwas davon abbekommen. Pfui Spinne! Die Tränen stürzen nur so aus den Augen. Ehe ich mich noch von dieser Liebesgabe erholt habe, kommt der dritte Guß mit dem heißen Bodensatz der Flasche. Jetzt wird mir's zu bunt und ich ermanne mich zu dem Ausrufe, daß ich doch kein Schweinskopf sei, der abgebrüht werden solle. Da schrillt die Ladenklingel und mit einem: „Verzeihung, einen Augenblick!“ entschlüpft meine Peinigerin, um vorn im Laden eine Kundin zu bedienen, die echtes



General Tscherbaischew

hat die Friedensverhandlungen mit Deutschland eingeleitet.
Berliner Illustr.-Ges. m. B. & K.

Stettenwurzöl verlangt, und weder zu befehlen ist, daß es solches „jezt im Kriege“ nicht gäbe, noch zu einem andern Haarwuchsmittel zu überreden ist. Und ich Unglücksdiener siße mit did eingeseitem, abgebrühtem Haupte und warte auf das Ende dieser Unterhaltung. Um meine Lage zu verschönern, spielte eisalter Zugwind neulich mit dem Vorhange, der mein Abteil abschließen soll. Eine Tür muß irgendwo offen stehen. Schon fühle ich triibeln einen Niesreiz in der Nase aufsteigen, als Vorbote eines Schnupfens. Na, der fehlt mir ja gerade zur Reise. Ich räuspere mich vernehmlich und rufe endlich nach Abhilfe dieses Zustandes. Völlig zwecklos. Das behagliche Brummen des Heißluftapparates im Nebenabteil scheint meinen Ruf zu übertönen. Es bleibt mir also nichts übrig, als eine Selbstmassage meines klitschnassen Kopfes zu bewirken. Daß mir dabei die übelduftende, scharfe Seifenlauge in beide Blusenärmel rinnt, fasse ich als besondere Niederträchtigkeit auf, und begrüße infolgedessen die Wiedertehr der treulosen Haarpflegerin in etwas gereizter Weise. Sie beschwichtigt mich, daß eben „jezt im Kriege“ usw. . . . In ihrem Thüringer Dialekt spricht sie natürlich „Grieche“, und das fällt mir nachgerade auf die Nerven. Zur Beruhigung und Abwechslung schwappte sie mir jezt eine eiskalte Seifenbrühe auf mein Haupt und erklärt seelenvergnügt, daß das die Pirsavon-Behandlung sei, für die ich dreißig Pfennig besonders zu zahlen habe und doppelt dankbar sein müsse, denn „jezt im Kriege“ wäre Pirsavon eine Seltenheit. Indessen fährt sie öfters mit dem Kopf durch den Vorhang, um sich von der Beschaffenheit des Spülwassers, das der Badtsch in der Küche auf dem Gaskocher anwärmt und im Schnauztöpfchen herbeischleppt, zu überzeugen. Wieder trifft mich im lieblichen Wechsel bald ein zu heißer, bald zu kalter Wasserguß, und als ich darauf bestehe, daß das edle, seltene Pirsavon, das aber nach allem anderen noch, auch ganz gründlich aus meinem Haar entfernt wird, muß ich den Vorwurf einstecken, daß das eine Gasverschwendung bedeute, deren man sich „jezt im Kriege“ nicht schuldig machen dürfe. Eben will ich ein heftiges Wort erwidern, da erinnert die Dame im Nachbarabteil daran, daß sie nun endlich frisiert zu werden wünsche und Heißluft genug genossen habe, und wieder entschwindet die Haarpflegerin und überläßt mich den Händen des Föchterleins, das nun mit einem Frotierhandtuch mein unfelige Hauptbearbeitet. Nun wird der Heißluftapparat in meinem Abteil angeschlossen und das Mädchen lenkt das Schlauch-

mundstück mit leiblichem Gesicht durch die nassen Haarsträhne. Nur wenn die Labentürklingel ertönt, muß sie unbedingt den Kopf durch den Vorhang stecken, um zu sehen, was los sei, und dann verliert sie die Richtung und läßt mir die heiße Luft ins Ohr pusten. Endlich ist das Haar trocken und der Badtsch schied sich an, es in Wellen zu brennen. Dagegen erhebe ich aber Einspruch und

verlange die mütterliche Hand für dieses Geschäft. Ein Viertelstündchen habe ich Zeit, über die Frechheit dieses Verlangens nachzudenken, dann ertönt nebenan die übliche Abschiedsformel: „Guten Tag, beehren Sie mich bald wieder!“ und ich ahne, daß ich nun daran komme. Zum Glück benützte ich die Ruhepause dazu, mir höchstselbst das rascheldür getrocknete Haar auszukämmen, weil die Badtschhände zu unheimlich dabei verfahren. Das hat das liebe Ding gekränkt. Mit schmollender Miene versucht sie an meinem ausgekämmten Haar die Hitze der Brennschere, und als ich sie frage, warum sie hierfür nicht Heber Papier benütze, trifft mich ein vorwurfsvoller Blick und von den Rosenlippen ertönt's: „Jezt im Kriege“.

Dann kommt die Mutter, vollendet ihr Werk mit anerkanntem Geschick, wobei sie aber über die Fülle meines Haares stöhnte und klagt, daß eine „moderne Frisur“ damit unmöglich wäre. Mich wundert nur, daß sie „jezt im Kriege“ diese Unpfligkeit nicht verurteilt und den Mehraufwand an Zeit bei der Behandlung höher berechnet. Aber diesen Zeitaufwand mußte ich in anderer Weise bezahlen, denn als ich eben die Stätte der Haarpflegerkunst verlasse, schritt vom Bahnhofe her ein Lokomotivenpfeiff in mein Ohr. Erichredt denke ich: das wird doch nicht —! Aber ein Blick auf die Uhr belehrte mich. Ich habe noch fünfzehn Minuten Zeit.

Und doch war's mein Zug, der da soeben tüdtscher Weise davonsaffelte und auf den zu warten ich drei volle Stunden Zeit hatte. Ausgerechnet seit heute kommt er fünfzehn Minuten früher hier durch, und als ich mich beschwere, daß man mir heute mittag noch die alte Abgangszeit genannt hat, und ich infolgedessen zum Übernachten in diesem Rest gezwungen bin, zuckt der Bahnhofsvorsteher nur die Achseln und sagt mit einer beneidenswerten Gleichmütigkeit: „Ja, jezt im Kriege!“

Durch den Taucher entdeckt.

Wahre Geschichte von Ad. Thiele. (Nachdr. verb.)

Es war im Frühling des Jahres 1869, als „Nova Scotia“ den Hafen von Quebec in

der Schoner Kanada verließ. Der ziemlich kleine, schmalgebaute Zweimaster hatte Ladung für Boston und Newyork und er mußte daher, als er den St. Lorenzostrom verlassen hatte, den zwischen dem Gouvernement New-Brunswick und der Insel Anticostilliegenden Teil des St. Lorenzozogs durchsegeln, um dann den Kurs nach Südosten zu nehmen. Die Fahrt war



Die Waffenstillstandsverhandlungen in Brest-Litowsk.

Das Gebäude, in dem die Verhandlungen über den Waffenstillstand zwischen den verbündeten Mächten und Rußland stattfanden. Genl. Rißs und Filanow.

aber, zumal wegen der in jener Gegend im Frühjahr so häufigen Wirbelstürme, nicht ganz ungefährlich, und der Kapitän und Eigentümer des Schiffes, ein gewisser Chate, lavierte daher vorsichtig.

Die Schiffsmannschaft, die im ganzen nur vier Mann betrug und neu angeworben war, fühlte sich recht wohl, da der Kapitän

ein freundliches Wesen bewies und ihnen gute Kost und reichliche Portionen Rum zuteil werden ließ.

„N netter Mann, der Alte!“ sagte einer der Matrosen zu den andern, als sie eines Abends nach der Arbeit beisammen saßen.

„Ja,“ meinte ein anderer, „hoffentlich bleibt's so. Ich habe da zufällig gehört, daß er gern einen nimmt und sehr jähzornig ist.“

„Macht aber nicht den Eindruck“, sagte der erstere. „Er ist doch immer freundlich. Na und wenn er gern einen nimmt — andern Leuten gönnt er doch auch 'was! So viel Grog wie hier hab' ich noch nirgends bekommen.“

„Wird wohl so 'n Gerede sein, was du da über den Alten gehört hast!“ wandte sich der dritte an den Steptiler.

„Kann ja sein“, erwiderte dieser.

Am nächsten Abend — das Schiff segelte gerade um das Kap Gaspe herum — trat der Kapitän zu den Matrosen, indem er sein etwas verkniffenes Gesicht zu einem Lächeln verzog, und sagte: „Leute, heute ist mein Geburtstag, ihr habt wohl nichts dagegen, wenn ich euch zu einem kleinen Trunk einlade. Ich habe da einige Flaschen alten Zamailla, nun holt Zuder und macht heißes Wasser!“

Die Seeleute schmunzelten, und einer sagte: „Dagegen haben wir nichts, Kapitän, und wir wünschen auch Glück!“

In der Mannschaftskajüte wurde nun eine große Terrine, die der Kapitän hergab, mit Grog gefüllt, und die Leute mochten sich daran, nachdem die Gesundheit des Sponsors ausgebracht worden war, das mächtige Gefäß zu leeren.

„Laßt euch nicht stören“, sagte der Kapitän, „den Wachdienst übernehme ich.“

Ein solches Kommando konnte man sich gefallen lassen.

Share begab sich nun in seine Kajüte, nahm einen großen Bohrer und eine Anzahl Holzpflöde und begab sich in den Kielraum des Schiffes. Beim Schein einer Laterne bohrte er hier, wo auch die Ladung untergebracht war, eine Anzahl Löcher in den Fußboden und verstopfte sie, sobald das Wasser hereinbrang, mit den Holzpföden, die genau in die Löcher hineinpäßten.

Nachdem er etwa ein halbes Duzend Löcher gebohrt hatte, begab er sich wieder nach oben, um an der Kajüte zu lauschen. Da drinnen war noch lustiges Treiben, der Kapitän schlich daher nochmals hinab und bohrte weitere sechs Löcher, die er ebenfalls verstopfte.

Mit einer Terrine in der Hand begab er sich dann in die

Kajüte. „Bleibt nur sitzen, Leute!“ rief er den Seeleuten zu, die sich bereits schwerfällig erheben wollten. „Hier ist nun noch etwas besonders Feines! Seht mal, das ist Schwedischer Punsch, der wird kalt getrunken. Heißen Grog habt ihr nun genug. Kostet einmal!“

Der Gastgeber goß jedem das Glas voll, und alle waren entzückt von dem Trank.

Nun begab sich der Kapitän wieder, wie er sagte, auf die Wache. In Wirklichkeit aber stieg er in den Kielraum hinab,

zog die zwölf Holzpflöde heraus, begab sich zur Kajüte und lauschte. In einem Moment, wo der fröhliche Lärm besonders stark war, drehte er den Schlüssel, den er vorher an sich genommen hatte, zweimal um und machte dann das einzige Rettungsboot des Schiffes eilig los, dann bestieg er, mit bereitgehaltenen Lebensmitteln ausgerüstet, das Boot, und legte sich eifrig in die Riemen, um so schnell wie möglich im Dunkel der Nacht von dem Schiffe fortzukommen.

Dies gelang ihm auch, und als der Morgen graute, befand er sich allein mit seinem Boot in der Nähe des Kaps Gaspe. Er ruderte, bis er ans Land kam, versenkte dann sein Boot und ging mit seinen Vorräten quersfeldem.

Einige Wochen später kehrte er nach Quebec zurück und meldete bei der Behörde, daß sein Schiff in der Nähe des Kaps Gaspe infolge eines Wirbelsturms gescheitert sei. Hieran zu zweifeln lag nicht die mindeste Veranlassung vor, das Schiff war schon längst als überfällig erklärt worden und es blieb für die Folge verschollen.

Kapitän Share erhielt die hohe Versicherungssumme ausbezahlt, die er für das Schiff und die Ladung zu beanspruchen hatte, und ließ sich in Quebec nieder. Hier erzählte er dann jedem, der es hören wollte, immer wieder von dem Schiffbruch seines Schmers „Nova Scotia“, er schilderte, wie er und seine Mannschaft sich an Stübe des Bracks angeklammert hätten, und er sprach immer wieder die Hoffnung aus, daß einer seiner Matrosen noch erscheinen würde.

Dies erzählte der Kapitän in seinen nüchternen Stunden und in denen der Trunkenheit; diese letzteren wurden jedoch immer häufiger bei ihm, und schließlich kam er aus der Betramfheit gar nicht mehr heraus.

Zwölf Jahre nach diesem Ereignis, im Jahre 1881, meldete:



Krankenbesuch. Nach dem Gemälde von J. Vermehren. (Mit Text)

ein Fischer, er habe in der Nähe von Kap Oriskany das Wrack eines gesunkenen Schiffes entdeckt. Er meldete dies einer jener Gesellschaften, die sich die Aufgabe gestellt haben, durch Taucher versunkene Schätze ausfindig zu machen und heben zu lassen.

Natürlich können die Taucher, die so mutigen, lästigen und gewandten Männer, nur einen Teil dieser Aufgabe lösen, vielmehr werden allerlei andere Hilfsmittel benutzt, Bagger, Greifnetze, Greifhaken u. d. Saugpumpen. Aber auch dieses hat alles seine Grenzen, und zwar infolge des Wasserdrucks, der bei zehn Meter Tiefe eine Atmosphäre beträgt. Bei dreißig Meter Tiefe vermag ein Taucher nicht länger als zwei Stunden zu arbeiten, und bei größerer Tiefe nur ganz kurze Zeit. Siebzig Meter ist die tiefste Stelle, die Taucher in seltenen Fällen erreicht haben, — eine winzige Strecke gegenüber der Tiefe des Weltmeeres. Nur an den Küsten und in flachen Binnenseen können daher die Taucher ihre Arbeit verrichten.

Zwei Jahre nach der Mitteilung des Fischers ließ die von diesem benachrichtigte Vergesellschaftung nachforschen, ob das Wrack wert sei, gehoben zu werden. Sie sandte ein kleineres Schiff nach der Stelle, die der Fischer angab, und nun stieg ein Taucher hinab. Etwa dreißig Meter tief stieß dieser auf das Wrack. Zunächst besichtigte er die Außenseite und fand da den Namen „Nova Scotia“ aufgemalt. Nun begab er sich an die Rüste, in die durch die zerbrochenen Fenster die Flut eingedrungen war. Die Tür war verschlossen, der Schlüssel steckte, schloß aber nicht.

Der Taucher trat die Tür ein, und es bot sich hier ein schrecklicher Anblick, im Wasser schwammen vier Skelette, auf dem Tisch standen Trinkgeräte.

Der Taucher war von Grauen erfaßt, aber seiner Pflicht folgend, begab er sich in den Laderaum, um die Ladung zu untersuchen. Er zertrümmerte einige der Kisten, die er hier fand, und sah in ihnen nur Steine. Sollten diese etwa Wert haben? Er stückte einige Proben zu sich und untersuchte weiter, aber er fand nichts wie Steine, und in andern Kisten wertlose Lumpen. Bei seinen Nachforschungen entdeckte er denn auch die Bohrlöcher, die sich im Kielraum befanden.

Als der Taucher in begreiflicher Aufregung dem Kapitän des ausgesandten Schiffes das Ergebnis seiner Untersuchung mitgeteilt hatte, kehrte dieser sofort nach Quebec, dem Sitz der Vergesellschaftung, zurück.

Eine Untersuchung der Steine ergab deren Wertlosigkeit.

Natürlich wurde das Verbrechen der Gerichtsbehörde mitgeteilt, und diese stellte fest, daß der Kapitän und Eigentümer der „Nova Scotia“, Share, bereits vor einigen Jahren in Quebec gestorben war. Von einer Hebung der Schiffsladung sah man wegen deren Wertlosigkeit ab.

Nähere Nachforschungen nach dem Leben und dem Ende des Verbrechers ergaben, daß dieser — wahrscheinlich um sein Gewissen zu betäuben — berausende Getränke ständig in einer Menge zu sich genommen hatte, die sein Leben zerrütten mußten. Er starb infolge eines Deliriums, und aus seinen Fieberphantasien entnahm man bereits damals im Hospital, daß er sich einer schweren Schuld bewußt war. Gewissensbisse und die stete Furcht, daß doch durch einen Zufall ein Mitwisser seines Verbrechens eines Tages erscheinen könnte, hatten ihn in den Tod getrieben.

Nacht.

Nacht, du bist so still und traurig,
und so muttergut und mild,
Nacht, in deinem Frieden schau' ich
Meiner späten Zukunft Bild.

Einmal werd' ich schuldlos werden,
Wie dein Sterngefunkel rein, —
Einmal werd' ich stille werden,
Stille wie dein Dunkel sein.

Theo Bilmar.

Unsere Bilder

Krankenbesuch. Droben im dritten Stock einer jener Zinshäuser, wie sie die Großstadt aufweist, wohnt in einer Kammer die alte Witwe Lindner, die stets nur Gutes im Leben getan hat. Sie hat niemanden mehr auf der Welt, nur Hing, den alten Kater, und einen Stieghühner, der sie und da sein Liedchen erklingen läßt. Eine Erkältung hat sich recht unliebsam bei Frau Lindner eingestellt, und nötigt sie, mehrere Tage das Zimmer zu hüten. Außer einer alten Bedienerin, die sie täglich zweimal besucht,

um ihr eine kräftige Suppe zu kochen, kommt kein Mensch zu ihr. Sie ist ja in der Großstadt fremd und wer sollte ein Interesse an einer alten kranken Frau haben. Da klopft es eines Tages und herein treten die beiden Töchter des Professors Langmann, der im ersten Stock wohnt, und die die freundliche Alte längst liebgewonnen haben. Die geschwätige Bedienerin hat ihnen erzählt, wie verlassen Frau Lindner während ihrer Krankheit sei, wie die Teilnahme der Menschen sie freuen und wie ein milder Sonnenstrahl auf ihr Gemüt wirken würde. Rasch entschlossen machen die beiden gutherzigen Mädchen der alten Witwe einen Besuch. Frida, die jüngere, bringt der Kranken erfrischende Trauben und Obst mit, während Hedwig teilnahmsvoll ihre Dienste anbietet. Wie wohl das tut! Die beiden Mädchen kommen oft und freuen sich, wenn die Besserung rüstig vorwärts schreitet. Und hat die alte, arme, kranke Frau nicht recht, wenn sie sagt: „Gute, teilnehmende Menschen sind oft mehr wert, als die beste Medizin!“ St.



Allerlei

Beim Geographieexamen. Lehrer: „Sie wissen gar nichts, nicht einmal wo Deutschland liegt, können Sie mir sagen. Haben Sie denn gar keine Geographie gelernt?“ — Schüler: „Nein.“ — Lehrer:

„Warum denn nicht?“ — Schüler: „Mein Vater hat mir strengstens verboten, je eine Karte zu berühren.“

Als Georg I., der Kurfürst von Hannover, nach dem Tode der Königin Anna die englische Krone erhielt, wünschte ein Höfling ihm dazu Glück, daß er nun zwei so wichtige Länder besäße: Großbritannien und Braunschweig-Lüneburg. — „Wünschen Sie mir Glück,“ antwortete der König, „daß ich darin zwei so wichtige Männer besäße, in dem einen Newton und in dem andern Leibniz.“ St.

Gemeinnütziges

Frisch gepuhtes Silber behält seinen Glanz länger, wenn man es nach dem Putzen mit Kreide durch heißes Wasser zieht und dann sorgfältig abtrocknet.

Kartoffelschalensuppe. Die Kriegszeit lehrt uns, mit jeder Kartoffel sparsam umzugehen. Die bisher meist unbenutzt gebliebene Kartoffelschale läßt sich aber auch noch, ähnlich der Apfelschale, zu einer Suppenmahlzeit verwenden. Ihre Herstellung geschieht wie folgt: Rohe abgeschälte Kartoffelschalen werden mehreremal sauber gewaschen, dann in kaltem Wasser mit Sellerie, Wurzelwerk und Salz zum Kochen angelegt und so lange kochen gelassen, bis die Schalen zerlegt sind. Hierauf gießt man die Suppe durch ein Sieb, würgt sie mit Petersilie, rührt etwas Mehl und Zuderbräune hinzu und läßt das Ganze nochmals aufkochen, um so eine kräftige und schmackhafte Abendsuppe auf den Tisch bringen zu können. M.

Nässel.

Das Ganze hat wohl jeder Christ,
Kopfslos es in dem Garten ist,
Und fuklos schmückt es Strauch und Baum,
Du kannst es Pflanz, sehen kaum.

Fritz Guggenberger.

Scharade.

Die Erste ist beim Haus.
Die Zweite' nehm' ich an;
Das Ganze aber nennet
Den hochgeachteten Mann.

Fritz Guggenberger.

Logogriph.

Mit **S** gebührt's ins Reich der Dichtung, Von **G**. Herber, St. Martin. (D. Schachtig.)
Mit **P** macht's dienende Verrichtung.

Hast du dafür ein **T** gegeben,
Rüh' gut sie aus in deinem Leben.

Julius Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Schachlösungen:

Nr. 185.

- 1) Df2—g1 De2×b3 1) ... d6×e5
- 2) Dg1—c5+u1m. 2) Te7×d7+u1m.
- 1) ... Th4—g4 1) ... Sae×c7
- 2) Se5×g4u1m. 2) Sg6—e7+u1m.

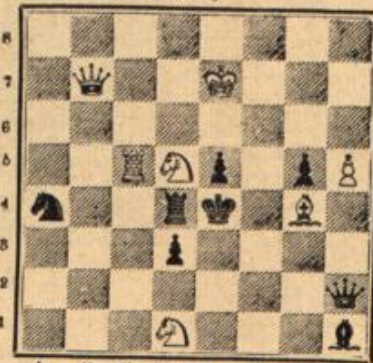
Nr. 186. Db7—g7 u1m.

Nichtige Lösungen:

Nr. 174. Von G. Hinderer in Untergröningen. — Nr. 175. Von G. Hinderer in Untergröningen. — Nr. 176. Von G. L. R. in H. Rector H. Schöndorf in Moringen. — Nr. 177. Von G. L. R. in H. Rector H. Schöndorf in Moringen. — Nr. 178. Von G. L. R. in H. Rector H. Schöndorf in Moringen. — Nr. 181. Von M. R. in H. Rector H. Schöndorf in Moringen. — Nr. 182. Von J. H. in H. Rector H. Schöndorf in Moringen. — Nr. 183. Von J. H. in H. Rector H. Schöndorf in Moringen.

Problem Nr. 187.

Schwarz.



Mat in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Wade, Dame. — Des Kettenrätsels: Senegal, Gallien, England, Andorra, Nagusa, Samoa, Marich, Richtenberg, Pergolese, Genua, Ameise.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.